

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten)

(Fortsetzung.)

„Wo läuft die Wasserader, die uns gefährlich zu werden drohte?“ wandte sich Bertsch an den Ältesten der Kameradschaft.

„Hier. Der Mann deutete auf eine Stelle seitlich im Gestein. „Da muß sie sich längsziehen — hinten drin.“

„Wie groß schätzen Sie die Mächtigkeit der Zwischenwand?“

„Es ist nicht mehr als gut ein Meter, denk' ich. Wir mußten schon sehr Obacht geben beim Abteufen, daß wir sie nicht unverfehens anschoßen.“

„Um so besser. Also los — treiben Sie Bohrlöcher hier in den Stoß.“

Der Mann sah ihn verbucht an.

„Ja, ja — wir wollen das Wasser anzapfen. Nur zu!“

Da machten sich die Männer aus Werk. Der Häufel trieb den Stahl ins Gestein. Hell sang sein metallisches Klingen durch die Stille. Immer tiefer fraß sich der Meißel ins Gebirge hinein. Bohrmehl stäubte heraus und setzte sich den Männern in Haar und Bart, daß sie wie Grauköpfe aussahen. Und oben, auf der Grundfläche der zehnten Sole, schichtete sich die Mauer auf, Lage um Lage.

Bertsch war bald hier und da, sah nach der Uhr und trieb zur Eile. So rannen die Stunden hin. Es ging dem Morgen zu. Droben über Tag trübten jetzt wohl schon die Hähne. Es war Zeit, daß sie hier fertig wurden. Da endlich ein lauter Ruf, drunten aus der Tiefe des Gefenkes. Silend kletterte Bertsch, der gerade oben an der Mauer war, die Fahrten hinab.

„Nun — ist's so weit?“

Aber er brauchte keine Antwort. In weitem Bogen spritzte es aus dem Gestein heraus — ein blinkender Wasserstrahl. Da schoß es auch hell aus Bertschs Augen.

„Brav, Kerls! Aber nur weiter! Es schafft noch nicht genug. Da muß es kommen, faustdick. Ersäufen wollen wir denen da drüben den ganzen Bütt!“

Nun begriffen sie mit einemmal, und ihr rauhes Lachen bröhte von den Felswänden nieder. Dummerlittchen, der Bertsch — das war einer! Der stand dem Rotsuchs, dem Hansschmidt vom Erbitollen, nicht um ein Haar nach.

Und die alte Kampflust derer vom Rauhen Grund kam über sie alle. Nichts herrlicher, als so dem Nachbar mal ordentlich eins anzuwichen, mit dem man einen alten Span hatte! Verdoppelt schafften die Fäuste, bohrten, wühlten und rissen am Gestein, daß die Broden nur so flogen. Stärker, immer stärker ward der Strahl, und immer höher hob sich auf dem Boden des Gefenkes die schäumend wirbelnde Flut. Stieg von den Knöcheln der Männer empor bis zum Arme und immer höher noch, unaufhaltsam. Droben

auf der zehnten Sole aber schloß sich die Mauer, die das Gefenke nach dem eigenen Grubenfelde hin abspernte, und zeigte nur noch ein Loch, gerade groß genug, daß die hier unten sich hindurchzwängen konnten, um dem drohend steigenden Wasser zu entgehen in dem engen Felsenverließ.

Bertsch warf einen Blick dort hinauf und dann zu der quirlenden Flut, die ihnen nun schon gierig um den Leib zu kreisen begann. Es war Zeit zum Rückzug. Da befahl er: „Raus aus dem Berg!“

Und die Seinen kletterten empor, einer nach dem andern. Er selber aber blieb noch. Mit wuchtigen Streichen schlug er mit der Keilhaue zu und riß noch ein paar gewaltige Broden aus der Felswand, daß das Wasser jetzt in armdickem Strahl herauschoß. Die bis über die Hüften gestiegene Flut, die ihn umbrauste, machte ihn schon schwankend. Da tat er noch einen letzten, schmetternden Hieb, dann kletterte auch er hinauf zu den Seinen. Unter eilig zupackenden Händen schloß sich nun das Loch in der Wassermauer. Der Staudamm war fertig, das Werk getan. Man würde alles weiter seinen Lauf nehmen, wie er es berechnet hatte. Da hinter der Mauer würden die Wasser steigen und steigen, bis sie die Klust erreichen und sich dann mit Bier stürzen würden in diesen Abzugskanal, der sie hinüberleitete ins feindliche Gebiet. Da konnten sie nun ungehindert ihr Zerstörungswerk tun, Strecken und Dertter erfüllen mit ihrem Schwall, daß an kein Arbeiten mehr zu denken war. Jetzt mochten sie ihn doch ausweichen, den neuen Gang, den sie ihm hatten abjagen wollen!

Mit grimmiger Freude dachte es Bertsch. Sie hatten den Kampf haben wollen, wohlan — da hatten sie ihn. Kam nur darauf an, wer den kürzeren zog!

Und tief holte er Atem. Dann sah er hinab an den triefenden Kleidern, die ihm klatschend um den Leib hingen. Ihm wie den andern. Aber er lachte nur laut. Und dann griff er in die Tasche.

„Hier, Leute, macht Schicht! Fahret aus und wärmt euch. Von innen und außen. Habt's ehrlich verdient. — Glückauf zusammen!“

Damit wandte er sich selber zum Gehen. Doch ihn verlangte nicht nach Ruhe. Droben nur rasch die Kleider gewechselt und dann auf seinen Posten. Der Gegner würde sich wohl bald melden.

*

Es waren heiße Sommertage jetzt im Rauhen Grund. Efe entloß da gern der Schwüle in dem dumpfen Zimmer. So hatte sie es auch heute morgen getan; denn früh schon fing die Sonne an, herniederzusteigen. Sie wußte, wo sie Kühlung finden würde. Den kleinen Bach, den Mühlstiefen ging sie hinauf, noch über die Grundmühle hinaus. In lustigem Pitzack lief dort das Wasserlein durchs Wiesengrün wie ein spielendes Kind und versteckte sich unter schattigem Hasel- und Erlengebüsch.

Hier war's wunderbar frisch, auch heute. Efe suchte sich ein besonders verschwiegenes Plätzchen aus, wo kein Auge

ste gewahren konnte. Da ließ sie sich nieder und streckte sich im Schatten des tief überhangenen Blätterdachs im weichen Grase aus. Die Arme unterm Kopf verschränkt, lauschte sie auf das leise Kludern des Wassers und die Stimmen des Waldes drüben am Berghang. Das dunkle Gurren der Holztauben und den miauenden Jagdschrei eines kreisenden Bussards. Dazu wehte der verlorene Duft eines reifen Kornfeldes herüber, von weit drunten im Talgrund. Von fernher kamen ihr auch Erinnerungen und spannten sie traumhaft ein.

Wie oft hatte sie hier auch als Kind gelegen oder ausgelassen ihr Wesen getrieben. Der Siefen barg, so klein er war, reichlich Forellen. Drum hatten die Kinder manchmal heimlich gefischt. Die behenden Tiere standen mit Vorliebe unter den unterwaschenen Rasenstern. Ein behutsamer Griff mit kundiger Hand, und die zappelnde Beute war erwischt. Gar manchmal war's auch ihr gegläckt, und kein köstlicheres Gefühl, als die Wonne solch verbotener Jagd. Gerade das heimliche Grauen vor dem Erwischtwerden hatte solch wundervollen Reiz! Und man hatte ja auch immer Glück.

Nur einmal nicht. Mit einem Lächeln mußte sie heut' daran denken. Ganz hier in der Nähe war es gewesen, in den Sommerferien, und der Bertsch-Gerhard bei ihr als getreuer Kumpan, um die erbeuteten Fische nachher rasch abzutun mit blüßschnell knidendem Griff im Naden. Ein Geschäft, das ihren Mädchenhänden doch widerstrebt. Aber den Fang besorgte sie selber in heller Leidenschaft.

Doch mitten im besten Gange — schon drei gefangene Forellen gingen am Sperholz an der schmiegsamen Haselrute im Wasser — hatte es plötzlich hinter ihnen im Buschwerk gerauscht. Des Oheims Hühnerhund! Und nun stand er selber vor den beiden ertappten Sündern, denen das Herz laut an die Rippen pochte. Denn Henner von Grund's Jähzorn war gefährdet weitbin im Rauhen Grund. Erst unlängst hatte er einen Mann, den er in seinem Revier beim Wildern mit der Rehschlinge ertappt, in blinder Wut zu Boden geschlagen, daß er wochenlang darnieder gelegen hatte.

Schreckensstarr blickten daher die beiden auf den Gefürchteten, dessen scharfes Auge sofort die gefangenen Tiere im Wasser entdeckt hatte. Mit einem Rucke hatte er die Haselrute herausgerissen.

„Wer von euch war's?“

Noch heute erschauerte sie, wie ihm dabei die Schläfenader dick angelaufen war, und seine Rechte nach dem Gürtel fuhr, nach der schweren Dressurpeitsche. Wie eine Ohnmacht hatte es über sie kommen wollen. Im selben Augenblicke war's an ihr Ohr geklungen:

„Ich!“

Der neue Schreck riß ihr die Augen wieder auf. Da sah sie den Gerhard vor dem Rasenden stehen, totenblaß, aber mit zusammengebissenen Zähnen, und die furchtbare Peitsche schon über seinem Kopfe. Doch im nächsten Moment hing sie dem Oheim an dem erhobenen Arm.

„Es ist nicht wahr — ich war's!“

Eine schreckliche Ewigkeit war's ihr gewesen, bis dann endlich dröhnend die Antwort gekommen war:

„So scher' dich weg, du Lämmel. Aber daß ich dich nie wieder hier am Siefen sehe! Und du? Na, wir sprechen uns nachher. Jetzt marisch — nach Haus!“

Vierundzwanzig Stunden hatte sie damals dann eingesperrt gefessen drunten im tiefsten Keller des Adligen Hauses, mit seinen feuchten Mauern, an denen die Ratten entlang huschten. Fast gestorben war sie vor Ekel. Aber sie hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als dem Oheim ein gutes Wort gegeben mit Bitten und Betteln, trotzdem die alte Marthe ein paar mal sich heimlich zu ihr geschlichen und sie dazu stehentlich gemahnt hatte. — Ja, so war sie damals gewesen.

Lächeln mußte Eke von Grund, wie sie heute an all das dachte. Jugendwildheiten und Torheiten, ohne Bedeutung für die Gegenwart. Nur das eine — mit dem Gerhard Bertsch!

Es kam ihr jetzt, nach rund fünfzehn Jahren, erst eigentlich recht zum Bewußtsein, wie leicht sie sein ritterliches Einspringen damals hingenommen hatte. Nicht einmal ein Wort des Dankes hernach, als sie sich dann wiedersehen. Nur ein Lachen, ein Gedenken an das gemeinsame böse Abenteuer. Wie eben Kinder sind.

Heute dagegen erst schätzte sie sein Verhalten nach seinem wahren Werte. Er, der Fünfzehnjährige, Sekundaner

damals schon, hatte ein hochentwickeltes Ehrgefühl gehabt. Wäre es zu der Züchtigung gekommen, es hätte ihn vielleicht ins Wasser getrieben — bei seiner Leidenschaftlichkeit. An einem seidenen Faden hatte es so am Ende gehangen, daß aus der Kindertorheit nicht eine Tragödie geworden war.

Erster wurde da Eke von Grund's Sinnen. Ihre Gedanken weilten weiter bei Gerhard Bertsch, aber bei dem Manne, der er heute war, und suchten an dessen Bild vertraute Züge aus der Jugendzeit. Doch fanden sie nicht. Seltsam, wie ein ganz Fremder erschien er ihr. Woran das wohl lag? War er ihr nur durch die Jahre so fern gerückt, oder war er wirklich ein anderer geworden?

Endlich kam sie zu dem Schlusse: Es lag doch wohl an ihm. An der Beherrschtheit, um nicht zu sagen, Verschlossenheit seines Wesens, die jedes Näherkommen abwehrte wie ein stählerner Schild. Aber wie mochte es dahinter aussehen?

Lange gingen diese Gedanken in Eke von Grund um. Doch als sie sich dessen endlich bewußt wurde, kam es ihr fast wie ein Unwille über sich selber. Gerhard Bertsch's Person war denn doch nicht von solchem Gewicht für sie. Und sie erhob sich aus ihrem stillen Winkel. Es war ja auch Zeit, daß sie nach Hause ging. Bald würde der Oheim zum Frühstück heimkommen; da durfte sie nicht auf sich warten lassen. —

Henner von Grund war vom Büschgang zurück. Nun saß er behaglich bei Tisch und ließ sich von Eke versorgen. Es war das ein gewichtiges Geschäft für ihn, diese Stärkung nach dem Weidwerke, und sie fiel nach guter Westfalenart nicht zu gering aus. Die Tafel war besetzt mit allem, was Keller, Küche und Räucherlammer des Adligen Hauses beherbergen, und es war nicht wohlgetan, den Hausherrn bei dieser Beschäftigung zu stören. So zogen sich denn die buschigen, grauen Brauen Henner's sofort bedenklich hoch, als Anne-Marie, das Hausmädchen, jetzt eintrat mit der Meldung, Steiger Hannschmidt sei da. Und kurz ward ihr Bescheid:

„Soll warten.“

„Aber es wäre eilig — meint er?“

„Hab' ich nach seiner Meinung gefragt? Naus!“

Schnell zog sich das Mädchen zurück. Doch nach einer Weile erschien es wieder in der Tür. Es wagte indessen nicht, näherzutreten, sondern blickte hilfessuchend zu dem Fräulein hin.

Eke verstand, und ruhig wandte sie sich an den Oheim, der so saß, daß er dem Mädchen den breiten Rücken zulehrte.

„Hannschmidt scheint doch eine recht dringliche Mitteilung für dich zu haben.“

Ihrem Blick folgend, fuhr der Hausherr herum.

„Bist du schon wieder da?“

„Entschuldigend der gnädige Herr nur vielfmals — doch Herr Hannschmidt wollte absolut —“

„So soll er reintommen, in Dreieubels Namen! Wer daß man nicht mal diese halbe Stunde seine Ruhe haben kann!“

Sein Zornblick schoß jetzt zu der Nichte hinüber, als machte er sie verantwortlich dafür. Eke aber sah ihm fest ins Gesicht, und als das Mädchen eilends wieder zur Tür hinaus war, sagte sie mit ihrer ruhigen Bestimmtheit:

„Du wirst mir die Anne-Marie auch bald wieder hinausgegrault haben, Onkel; das arme Ding zittert ja vor dir.“

„Dumme Gans! So soll sie sich eben scheren.“

„Und ich kann sehen, wie ich ein neues Mädchen bekomme. Hier im Dorf doch wirklich nicht so einfach. Außerdem will schon gar keine mehr erst her zu uns. Das Adlige Haus ist verschrien im ganzen Rauhen Grund.“

„Weiberkram! Laß mich in Ruh' damit. Ist deine Sache.“

Das Eintreten Hannschmidt's enthob Eke der Antwort. Stirnrunzelnd empfing Herr von Grund den Steiger.

„Na, wo brennt's denn?“

(Fortsetzung folgt.)

Das jüngste Stiefkind der Armees.

Ein Aufklärungsveruch vom Feldwebel d. V. M. Häser,
3. Bt. im Felde.

Wir Deutsche wissen am besten, daß der Weg zu hohen Stellen nicht von Ruhmestat zu Ruhmestat führt. Unendliches an stiller Arbeit muß bewältigt werden, Verdienste, die im Schatten

sehen, die aber unbedingte und unerlässliche Voraussetzung jedes Enderfolges sind. Wir haben gelernt, auch gerade diese Art von Arbeit als einen Faktor zu schätzen, dem unser Volk seine Größe und seine Machtstellung im Kreise der Nationen zu verdanken hat. Wie kommt es, daß jetzt in der Stunde härtester Prüfung eine Gruppe braver Mitarbeiter an der guten Sache des Vaterlandes noch immer nicht bei den Daheimgebliebenen, ja selbst bei den Kameraden im Felde derjenigen Achtung begegnet, auf die sie in stiller Arbeit und stillem Heldentum längst einen gerechten Anspruch erworben hat?

Es sind jene Truppen, die mit unermüdbarem Fleiße die meilenweit durch das Land gestreckten Schutz- und Trugwerke mit Spaten, Hammer, Art und Säge erschaffen, um die Leiber der Kameraden vor dem eisernen Hagel der feindlichen Geschosse zu beden.

Mit möglichst geringen Menschenopfern den größtmöglichen Erfolg zu erzielen, wird stets der oberste Grundsatz aller Kriegskunst bleiben. Jeht Mann, gut eingebett, bieten heute unter Umständen einer ganzen Kompagnie die Spitze. Schon aus dieser Erwägung heraus ergibt sich die außerordentliche militärische Bedeutung einer Truppengattung, die es bewaffneten Verbänden jeder Art und Größe ermöglicht, sogleich bei der Ankunft am Verwendungsorte fertige und meist (selbst im einzelnen) mit hervorragendem Geschick gearbeitete Stellungen zu beziehen.

Man sollte meinen, der Wert der Armierungs-Bataillone könne gar nicht verkannt werden, läge so klar auf der Hand, daß der Armierungs-Soldat der allgemeinen Hochachtung gewiß sein müßte.

Aber wie steht es in Wirklichkeit? Lange Kämpfe hat es gekostet, um den mit jener wichtigen Bionierarbeit betrauten Truppenverbänden den Ehrentitel von „Soldaten“ zu erwerben. „Arbeitskolonnen“, „Armierungs-Arbeiter“ hieß es amtlich. Erst neueren Datums sind die Bezeichnungen „Armierungs-Bataillon“, „Armierungs-Soldat“. Noch schlimmer ist es mit dem Urteil des Publikums bestellt. Hier lebt noch immer das Bild des „Schippers“, des mit einer bunt zusammengegewürfelten Uniform besetzten und mit Art und Spaten bewaffneten Geheimrats, die bekannte Wigblattfigur.

Man tut den Armierungs-Soldaten bitter Unrecht. Es ist hohe Zeit, daß die trotz zahlreicher Bemühungen bisher nicht behobene Unkenntnis weiter Kreise über die Leistungen und Dienstverhältnisse der Armierungs-Soldaten ein Ende nimmt!

An dieser Stelle kann unmöglich eine umfassende und systematische Darstellung alles dessen gegeben werden, was zu einer wirklichen und gründlichen Aufklärung erforderlich wäre, aber einige der erwähnten Punkte können vielleicht dazu beitragen, dem erstrebten Ziele um einen Schritt näher zu kommen. Und finden sich Leser, denen diese Zeilen nichts Neues bringen, — um so besser!

Bekanntlich setzen sich die Armierungs-Bataillone durchweg aus Mannschaften zusammen, die infolge irgendwelcher körperlicher Fehler vom sogenannten „Frontdienste“ zurückgestellt sind. Da sind Kurzsichtige, Leute mit Ohrenleiden oder solche, die wegen eines Herzfehlers den Anforderungen des Frontdienstes von vornherein nicht gewachsen erschienen, aber auch eine Reihe von denen, die bereits mit der Waffe in der Hand im Schützengraben gelegen, den Mörser bedient oder auf dem Pferde gefessen und im Kampfe durch Verwundung oder Krankheit die Felddiensttauglichkeit eingebüßt haben.

Diese „Untertauglichkeit“ in körperlicher Hinsicht ist es, die dem Armierungs-Soldaten den Spott eingetragen hat. Welche Ungerechtigkeit! Gerade der Mangel körperlicher Volkskraft muß bei der Bewertung kriegerischer Leistungen in allererster Linie berücksichtigt werden. Wer dies in sachlicher Weise tut, gelangt zweifellos zu dem Ergebnis, daß der Armierungs-Dienst an seine Mannschaften Anforderungen von einer nicht nur relativ ersichtlichen Höhe stellt. Dies gilt in seelischer Hinsicht so gut wie in körperlicher.

Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß der Armierungs-Soldat sein Werk fern von jeder persönlichen Gefahr verrichtet. Richtig ist: Nicht immer befindet er sich in der Reichweite feindlicher Kanonenvohre, nicht ständig und nicht so viel wie andere Truppen ist er dem Infanteriefeuere ausgesetzt. Aber davon abgesehen, daß auch viele nicht sorgfessert unter Feuer liegen, dürfte gerade mancher der Daheimgebliebenen, der auch nur einen Tag im Osten, besonders aber in Frankreich Armierungs-Dienst zu leisten hätte, sein geringschätziges Urteil über den „Schipper“ sogleich einer gründlichen Revision unterziehen. Zur Erläuterung ein Beispiel aus dem Dienste eines z. B. in Frankreich stehenden Armierungs-Bataillons:

Dienstbeginn des Wends. Ein mehrstündiger Marsch nach der „Arbeitsstelle“, d. h. nach der Front. Das schwere Schanzzeug brückt auf der Schulter. Je näher es an den Feind geht, desto mehr Sicherheitsmaßnahmen werden erforderlich. Da schleichen die Kompagnien im Schutze der Dunkelheit lautlos in langausgezogenen Linien, Mann hinter Mann, in gebückter Haltung durch das hohe Gras. Bald zwingen sie sich durch einen lehmigen, mit Wasser gefüllten Laufgraben; hier springen sie über den Reservegraben hinweg, in welchem die Kameraden von der Infanterie ihre Nachtruhe halten. Ein Mann stürzt über einen Stein, ein anderer übersieht ein Granatloch, schlägt hin und verlegt sich. Endlich,

wenige hundert Meter vom Feinde entfernt, beginnt die eigentliche Arbeit. Ein Verbindungsgraben zwischen erster und zweiter Stellung wird mit feberhafter Tätigkeit ausgehoben.

Es ist keine leichte Aufgabe, besonders für Leute, die durch ihren Zivilberuf nicht an körperliche Arbeit gewöhnt sind — und es sind deren viele! — das zugeleitete Stück Boden, das oft aus dem hartnäckigsten Material (Stein, Lehm, Kreide) besteht, auf die befohlene Breite und Tiefe zu bringen; für manchen eine Unmöglichkeit, wenn nicht der kräftigere Kamerad zur rechten oder linken Seite helfend eingreift! Das ganze aber muß geschafft sein, ehe das Morgengrauen dem Feinde die Anwesenheit der lästigen deutschen Armierungs-Truppen verrät. Bei jedem Aufsteigen einer Kaskete platt auf den Boden geworfen und Deckung gesucht, und wenn das Licht erloschen ist, weiter geschafft! Werden im nächsten Augenblick playende Granaten und schwirrende Infanteriegeschosse für die Wachsamkeit des Feindes ihr lautes Zeugnis ablegen? „Arbeitsstörungen“ dieser Art sind dem Armierer ja nichts Neues. Er bleibt auf seinem Platze.

Die Ziffern der Statistik ergeben leicht den Beweis, daß Armierungs-Truppen in vielen Fällen eine absolut oder relativ größere Zahl von Toten oder Verwundeten aufzuweisen haben, als etwa die Artillerieeinheit, zu deren Unterstützung sie kommandiert sind. Von den unvermeidlichen Abgängen durch Gefangennahme der wehrlosen Verbände soll schon gar nicht die Rede sein. Auch die Fritzeergefahr, die den Armierungs-Soldaten selbstverständlich in gleichem Maße wie jeden anderen Kameraden bedroht, mag unerwähnt bleiben.

Recht man aber in Betracht, daß es sich um Mannschaften handelt, die weder im Vollbesitze körperlicher Gesundheit sind, noch irgend eine Waffe in der Hand tragen, und zum größten Teil keinerlei militärische Ausbildung genossen haben, so darf man den Wert ihrer täglichen Arbeit einer recht erheblichen Leistung regulärer, ausgebildeter Truppen unbedenklich gleichsetzen, nota bene wenn nicht die Leistung ihrem objektiven Bestande nach, sondern der subjektive Verbrauch an sittlicher und körperlicher Energie zum Maßstabe genommen wird.

Nun noch ein kurzes Wort von den übrigen Verhältnissen der in Feindesland stehenden Armierungs-Bataillone. Um auch hier rein sachlich zu bleiben, sei keinen Augenblick verkannt, daß die Verpflegung zweifellos regelmäßiger ist und sein kann, als die der Fronttruppen. Das völlige Mangeln von Zufuhr und Proviant ist den hinter der Front quartierten Armierungsverbänden nach Kenntnis des Vorgesetzten überhaupt noch nicht begegnet. Auch das Hausen im Schützengraben bleibt dem Armierer erspart. Keineswegs aber kann davon die Rede sein, daß seine Quartierungsverhältnisse durchschnittlich besser sind als die anderer Truppen. Es gibt so manchen sicheren Unterstand, besonders in den Stellungen der Artillerie, der sich im Laufe der Monate des langwierigen Stellungskrieges zu einem behaglichen Heime gestaltet hat. Jedes illustrierte Blatt bringt Photographien solcher Wohnstätten. Der Armierungs-Soldat aber, dessen Bataillon innerhalb weniger Wochen wiederholt den Standort wechselt, ist oft gezwungen, mit den schlechtesten der noch bewohnbaren Räume einer völlig zerstörten Ortschaft vorlieb zu nehmen. So fügt es sich denn, daß ein Mann, der wegen eines leichten Lungenleidens zum Frontdienste nicht eingestuft worden ist, in einer Scheune mit halber Wand und durchsiebtem Dache im Stroh liegt.

Wo bleiben da die angeblich leichteren Dienstverhältnisse des Armierungs-Soldaten? Im Gegenteil! Unreinlichkeit, Mangel an Trinkwasser und so viele geringsam bekannte Entbehrungen des Kriegeslebens treffen ihn womöglich härter als den völlig gesunden Kameraden der Fronttruppe.

Ein Kapitel für sich, das hier nur gestreift werden kann, ist die Frage nach Beförderung und Auszeichnung. Diese beiden Momente, die bei anderen Truppengattungen erfahrungsgemäß in bedeutendem Maße die Leistungstreue und damit auch die physische Leistungsfähigkeit zu steigern vermögen, fallen für den Armierungs-Soldaten fast gänzlich fort. Hierbei ist nicht einmal daran gedacht, daß infolge der Organisation der Armierungs-Bataillone die Erwerbung des Offiziersranges auch für den seiner Vorbildung nach qualifizierten Mann ausgeschlossen ist; selbst die niederen Chargen sind schwerer zu erlangen, da sie eben weniger benötigt werden, als bei anderen Truppen. Ehrgeiz und Tatenslust aber, die dem deutschen Armierungs-Soldaten wahrhaftig nicht weniger in den Gliedern stecken, als seinen Kameraden, — man frage nur einmal die Führer von Armierungs-Kompagnien, wieviel Meldungen zum Frontdienste bei ihnen täglich eingehen! — finden nur selten die ersuchte Gelegenheit, sich hervorzu tun. Die Fälle, in denen es dem Armierer vergönnt war, sich ein Ehrenzeichen, womöglich das Eiserne Kreuz zu verdienen, sind zu zählen.

Daher noch einmal die ernste Mahnung: Der Spott über den „Schipper“ muß endlich aufhören! Auch der Armierungs-Soldat leidet Mühen und Fährnisse. Er ist militärischer Disziplin unterworfen, hat seinen Fahneneid geleistet und muß aushalten, wie ihm sein wechselvolles Schicksal auch begegnen mag. Darum darf er nicht mehr als minderwertige Hilfskraft in dem großen Betriebe unserer Heeresorganisation betrachtet werden, nicht „Arbeiter“, nein Soldat ist er, wie jeder andere! Er will und braucht sich nicht zu schämen, daß er kein Gewehr über der Schulter trägt und nicht zu Pferde sitzt, wenn er am Tage des

Sieges inmitten anderer Kameraden in die Heimat einzieht. Auch er hat seinen Mann gestanden, und wenn unser Volk seine braven Krieger mit Vorbeeren begrühen wird, so soll es auch für den Armerungsfolbaten den wohlverdienten Zweig nicht vergessen. (Genehmigt vom stellv. Generalkommando des V. Armeekorps.)

Vermischtes.

* Der Hochheimer Domdechant. Hochheims kostbarstes Weingelände ist die Domdechanei, ein Weinberg, der selbstsametweise zu den jüngsten der Hochheimer Wingerte gehört. Einst war die Dechanei eine sumpfige Wiesenfläche von 6 Morgen Umfang und dem Hochheimer Amtsschlichter als Besoldungsgut zugewiesen. Als 1685 der Mainzer Domdechant Rudolf von Stadion die Bemerkung besuchte, sah er mit Kennerblick die vorzeigliche, am Südbange sich ausbreitende Wiese. Schon im folgenden Jahre ließ er unter Anwendung von 1000 Reichsthalern das Sumpfgelände zu einem Weinberge umwandeln. Der Weinberg erhielt nach seinem Entdecker den Namen „Domdechant“; er lieferte ein Gewächs, das an erster Stelle unter Hochheims Erzeugnissen stand und heute noch steht. Des Domdechants Feuer, das auch in diesem Kriegsjahr ganz besonders heiß und „glutig“ zu werden sich anschildet, begeisterte den Poeten zu folgendem Hymnus (im Bremer Ratzeffer als Wandspruch):

„Willst wie ein Kind du fröhlich sein,
So sang' Liebweinenmich brav ein.
Quält dich des Durkes Hüllenbrand,
Such' Hilf' und Trost beim Domdechant!“

Erst neuere Forschungen haben den weinliebenden Rudolf von Stadion als Schöpfer der Hochheimer Domdechanei festgestellt. Aber auch als geistlicher Würdenträger erreichte er eine hohe Stufe. Er starb 1700 als dreifacher Probst vom Dom- und St. Albansstift zu Mainz und vom St. Bartholomäusstift zu Frankfurt a. M. Als 1802 das Mainzer Kurbisium aufgehoben wurde, ging der Domdechanei-Weinberg in den Besitz der Fürsten zu Nassau-Weingarten über, um dann 1866 preussisches Domänengut zu werden. Unter seinen verschiedenen Besitzern und Schülern hat der Weinberg eine Größe von 10 Morgen erreicht.

* Kriegspioniere im Altertum. Wie in allen modernen Kriegen, so hat auch schon im Altertum das Ueber-schreiten von Flüssen beim Bekämpfen eines Landes eine wichtige Rolle gespielt. Daher kam es, daß sich große Feldherren schon früh mit der Lösung dieses Problems beschäftigten. Die „Cultura Moderna“ erinnert daran, daß Alexander der Große der erste war, der mit einem großen Heere kunstgerecht einen Strom, den Indus, überschritt. Er bediente sich dazu kleiner Rähne, die in zwei Teile oder mehr zerlegt werden konnten und von Saumtieren getragen wurden. Auch war er es, der als erster statt der schweren Boote Flöße von Fellen, die mit Stroh oder trockenen Wäutern gefüllt waren, benutzte. Julius Cäsar war der erste römische Feldherr, der den Brücken einen vernunftgemäßen Zweck gab. Er verwendete Brückengerüste aus Baumstämmen oder Weidenruten, die mit Fellen überspannt waren. Das Gewicht und die Widerstandsfähigkeit der Bohlen war dem des Gerüsts angepaßt. Viele Brücken ermöglichten den Legionen Cäsars den Uebergang über die Donau.

* Die englische Gesandtschaft im Mafforb. König Georg und der Zar sind heute bekanntlich große Freunde und der heftigst-mögliche Geldgeber England darf beim offiziellen Aus-laud stets Respekt erwarten. Emil aber ist der größte der Romanovs, der bei aller Brutalität der russischen Halbkultur den deutschen Lehramtskern dankbar blieb, mit dem „Hofen Albion“ ganz anders umgesprungen. Eine wenig bekannte, vom Herzog v. St. Simon erzählte Episode aus Peters des Großen holländischem Schiffbauereleben sei hier als interessanter Beweis wiedergegeben. Der Zar Peter lebte damals zwar inognito, beanspruchte aber alle ihm zukommenden Ehren, freilich auf seine oft originelle Manier, und war höchlichst entzückt, daß ihn die Engländer, die doch nur einen Stahenprung weit überm Kanal wohnten, nicht alsbald in Holland durch eine Sondergeländschaft begrüßen ließen. Endlich trafen die britischen Königsboten des Draniers Wilhelm III. ein. Peter ließ sie erst peinlich lange auf den Empfang warten und be-stimmte dann als Audienzlokal einen etwas ungewöhnlichen Platz: ein großes holländisches Schiff, das er gerade besichtigen wollte. Die beiden Gesandten mußten sich darein fügen, protestierten aber energisch, als sie den Zaren hoch oben im Mastkorb schaukelnd fanden und den Befehl erhielten, sich gleichfalls in die lustige Höhe hinaufzubewegen. Sie suchten dem Tyrannen klarzumachen, daß sie, obgleich Söhne des schon damals stottergewaltigen Albion, seine „Seebeine“ hätten und den Strickleitern nicht recht trauten, und was die Not des Augenblicks ihnen sonst für Ausflüchte eingab. Als aber Peter unerbitlich blieb und schließlich mordsmäßig grob wurde, was ihm nicht schwer fiel, mußten die beiden englischen Herren schon nach seiner Weise tanzen und „krabbelten hinauf“ in die Mars. Auf diesem so beschränkten und lustigen Terrain empfing sie der Zar mit ebenso viel Majestät, als wenn er auf dem Throne gesessen hätte. Er hörte die Ansprache an, äußerte sich in verbindlichen Worten über den König und die Nation, machte sich dann über die Furcht lustig, die sich auf ihren Gesichtern malte, und gab ihnen lachend zu erkennen, das sei die Strafe dafür, daß

sie so spät zu ihm gekommen wären.“ Auch heute stehen die Bot-schafter und Gesandten Englands auf „schwankem Grunde“, aber etwas besser werden sie doch behandelt. Und das ist wenigstens ein Trost für sie.

Büchertisch.

— Cap Trafalgar. Eines deutschen Dillkreuzers Glück und Ende. Von Fedor von Zobeltich. Mit zahlreichen Ab-bildungen nach Photographien. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. Schön gebettet Preis 2 Mark. Vor ungefähr Jahrestag ging die Nachricht durch die Blätter, daß der Dillkreuzer „Cap Trafalgar“ in südamerikanischen Gewässern im Kampfe mit einem englischen Kriegsschiffe nach heldenhafter Gegenwehr seiner Besatzung der Uebermacht erlegen sei. „Cap Trafalgar“ war erst bei Beginn des Krieges als Dillkreuzer armiert worden. Er war der letzte Passagierdampfer, der für die Hamburg-Südamerikanische Dampf-schiffahrts-Gesellschaft erbaut worden war, und hatte Anfang März 1914 seine erste Reise nach dem La Plata angetreten. Diese Fahrt ge-wann dadurch an Bedeutung, daß Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen mit einem kleinen Gefolge an Bord waren; es handelte sich freilich auch für das fürstliche Paar nur um eine Vergnügungsreise — immerhin wurde die Tatsache, daß der Bruder unseres Kaisers die panamerikanischen Staaten besuchen wollte, von der englischen, französischen und amerikanischen Presse sofort in tendenziöser Weise ausgebeutet. „Cap Trafalgar“ hat nur noch eine zweite Ausfahrt unternommen können. Bei der dritten ereilte das schöne, mit raffinierter Technik erbaute Schiff das Verhängnis: das ganze letzte Kapitel ist dem Kampf und Untergang des „Cap Trafalgar“ gewidmet und bildet ein ehrendes Zeugnis für unsere Marine. Sehr hübsch sind auch die eingestreuten „Ergählungen am Mastkorb“, meist Geschichten erotischen Charakters, in denen neben dem Romandichter auch der Weltreisende zu Wort kommt. Das Buch ist mit zahlreichen Abbildungen nach Photographien geschmückt.

— Vom Völkerring (Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart, Preis des Heftes 30 Pf.) sind nunmehr die Hefte 45 und 46 erschienen, in denen die Behandlung der Ereignisse an der Westfront von Mitte Januar bis Mitte Mai 1915 fortgesetzt wird. Die bedeutendsten der dargestellten Kampfhandlungen sind der Ver-lust und die Wiedereroberung des vielgenannten Hartmannsweiler Kopfes und die deutsche Offensive bei Ypern von Ende April bis Mitte Mai. Die Details werden durch Pläne und Schil-derungen, die Dinge durch Bilder anschaulich gemacht; dann stellen sich die jeweils besonders Sachkundigen mit ihren Vorträgen ein, die nicht nur die Kämpfe selbst, sondern auch wichtige technische und taktische Einzelheiten betreffen; es werden im Anschluß hieran spannende und stimmungsvolle Episoden erzählt, welche in den Schützengraben, den Quartieren und an Orten, wo der Krieg be-sonders eindrucksvolle Spuren hinterlassen hat, gemacht. Von solcher Art sind die Aufätze von Hermann Kurz über die zweite Erstürmung des Hartmannsweiler Kopfes, von Eugen Kallschmidt über die Vogelenwacht der deutschen Schneeschuhtruppe; die zahl-reichen trefflich ausgewählten Einzelschilderungen aus den er-bitterten Kämpfen um Ypern, von denen wir die Erzählung eines Teilnehmers am Uebergang über den Ypern-Kanal als her-zerkennendes Bild einer deutschen Soldatenstimmung in Kampf und Drang besonders hervorheben; ferner die düsteren Bilder aus dem zerstörten Flantern und die interessanten Aufschlüsse über die weit hinter die feindliche Front reichende Tätigkeit unserer Pioniere und der immer noch in rätselhaftem Dunkel stehenden Geschütze, die nach Dünkirchen schloßen.

Königspromenade.

	men	sch	rs	ein			
	ein	en	he	ist	vom	him	
sch	ses	el	ner	mal	fern	ab	mel
nen	nach	lie	hei	die	ihm	ge	her
herz	ein	fühlt	ter	sumt	ner		
	das	stern	b'rum	lich			

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmographen in voriger Nummer:
Loge — Orgel — Reine — Reger — Nonne — Geologie —
Rhehn — Igel — Nil; Lohengrin.